Gunther Martin

Aktualität aus dem Antiquariat

Sentenzen von der „Hohen Warte" — Joseph August Lux, Zeitgenosse aus dem Vorgestern, verdient gehört zu werden

Ein Griff in entlegene Regale bringt überraschende Entdeckungen. Da liest man: „Der Garten ist naturgemäß an eine langsame Entwicklung gebunden. Ein Haus wird in einem halben Jahr vollendet. Ein Garten, um sich zu vollenden, braucht die zwanzigfache Zeit. Schon diese Rücksicht muß ihn kostbar erscheinen lassen. Und doch wird nichts so leicht der Spekulation oder irgendeinem banalen Zweck geopfert, wie das unersetzliche Gut eines Gartens. Eine alberne Ausrede auf ein eingebildetes Verkehrsbedürfnis und schöne Bäume, die Menschenalter zu ihrer Entwicklung gebraucht haben, werden unbedenklich gefällt. Es ist wie ein Mord. Die Stadt braucht Vegetation. Die Bevölkerung hat ein Recht darauf."

Weiter im gleichen Text. Da heißt es: „Das demokratische Zeitalter,

Mahner Joseph August Lux: „Wir leiden unter der Häßlichkeit"

egoistisch und kurzsichtig, will rasch leben und rasch verzehren, als käme nach ihm die Sündflut."

Erstaunliche Aktualität aus antiquarischem Bestand. Diese Zitate entstammen nämlich einem bereits 1907 erschienenen Buch. Es trägt den beziehungsreichen Titel „Wenn du vom Kahlenberg ..." und enthält Betrachtungen über das Wiener Stadtbild aus historischer Sicht mit Prognosen. Jener Mahner, der so aussagebeständig in die Zukunft blickte, hieß Joseph August Lux. Nach individuellen Studien in London und Paris in die Heimat zurückgekehrt, schloß er sich spontan der Secession an. Luxens Ehrgeiz: ein John Ruskin der Wiener Moderne zu werden.

„Täglich saßen wir schräg gegenüber der Secession in der ‚Schwarzen Kaffee-Ecke' des Café Museum im engen Kreis, wo es ein Zeichen der Auserwähltheit war, zum Stammtisch zu gehören, dessen regelmäßige Besucher außer Otto Wagner auch die Begründer der ‚Wiener Werkstätte' waren, und Gustav Klimt," erinnerte er sich später. „Fünf Jahre verkehrte ich hier. Wir saßen im Mittelpunkt der Welt und der innere Gewinn war unwägbar. Weltkenntnis, Erfahrung, Verbindung, keine Hochschule könnte solche Schätze geben. Was damals in der europäischen Kunst Bedeutung hatte, kam auf Gastrollen nach Wien, in die Secession und an unseren Tisch. So rückte unsere Fensterecke im Café Museum über die persönliche Bedeutung hinaus, die sie für mich hatte, in historische Beleuchtung."

Lux redigiert die Zeitschrift „Das Interieur", die ihrem Namen vollauf gerecht wird, in Bild und Text eine wahre Mustersammlung und beispielhafte Darstellung österreichischer Raumkunst nach 1900 ist. Er schließt Freundschaft mit Josef Hoffmann und begründet ein Periodicum für Architektur. Der Titel „Die Hohe Warte" will doppelsinnig aufgefaßt sein: symbolisch als Fixierung eines Standpunkts zur Beobachtung des Baugeschehens der Zeit und konkret als Ortsbezeichnung für jenen Teil Döblings, wo damals im Einklang mit der biedermeierlichen Szenerie als Manifestation des neuen Stilwillens die Häuser für den Maler Carl Moll und aufgeschlossene Großbürger entstehen.

Der junge Publizist möchte aufklären, erzieherisch wirken, gültige Maßstäbe setzen. Das Bewußtsein einer kulturellen Mission, die er zu erfüllen hat, steigert sich in seinen Schriften nicht selten zum beschwörenden Ton weltlicher Predigten. Er will den Leuten, möglichst vielen Leuten, ins Gewissen reden. Wenn er etwa sagt: „Der Mangel an Schönheit beeinträchtigt unsere Daseinsfreude und unsere Arbeitsfreude. Wir leiden unter der beständigen peinigenden Einwirkung der Häßlichkeit, ob in den Werken der Technik oder der Architektur", dann steht dieser Mann von Vorgestern imaginär in der Phalanx mit Konrad Lorenz, Roland Rainer, Victor Gruen und anderen unserer „unbequemen Zeitgenossen".

Sein Leben lang schreibt Lux so emsig, wie etwa Rudolf v. Alt oder Adolph Menzel malten. Er realisiert einen Buchplan nach dem anderen, wirft sich voll Eifer auf die heterogensten Themen, verfaßt im Alleingang ein ganzes Sortiment an Programmatischem und Epischem, dazu auch Lyrik und Bühnenwerke.

Das meiste davon bleibt nun freilich bloße bibliographische Registrierung von Titeln, ohne spürbare Nachwirkung. Neuerliche Aufmerksamkeit hingegen gebührt jenen Werken, die Lux etwa bis zum ersten Weltkrieg publizierte. Es sind viele Fragen, die ihn bewegen.

„Die Materialisierung unserer Kultur drückt sich in dem gänzlichen Verzicht auf die innere Bildung aus. Obwohl wir äußerlich und materiell einen so ungeheuren Vorsprung gewonnen haben. Deutschland, in seiner äußeren Macht so stark im Steigen begriffen, wird diese Materialisierung fortsetzen, solange dieses Steigen währt. Es wird in dieser Zeit keine glücklichen Menschen schaffen. Es wird noch ein paar Jahrzehnte dauern, bis ein äußerer Stillstand eintritt. Dann wird man sich vielleicht an das erinnern, was wir heute sagen. Wahrscheinlich dürfen wir nicht hoffen, vor 1950 oder 1960. Dann wird jener Stillstand eintreten, der ja biologisch in jedem Wachstum erfolgen muß."

Diese weitgesteckten Zukunftsperspektiven aus dem Jahr 1910 zeigen, unter Berücksichtigung aller „Fehlerquellen" und „Abweichungen", die Lux nicht voraussehen konnte, ein Entwicklungsbild, das, soweit es die mittlerweile sprichwörtlich gewordenen „Grenzen des Wachstums" betrifft, eigentlich nur der zeitlichen Korrektur von rund eineinhalb Dezennien bedarf. Immer wieder stößt man bei der Lektüre seiner vergessenen programmatischen Schriften auf Gedankengänge, die direkte Bezüge zu unserer Gegenwart weisen.

Schlagen wir eine nachträglich besonders aktuelle Textstelle auf: „Die noch erhaltenen Ortschaften am Fuß des Kahlenbergs — Dornbach, Neuwaldegg, Gersthof, Pötzleinsdorf, Neustift am Walde, Sievering, Grinzing, Heiligenstadt — haben zum großen Teil ihren Kulturcharakter bewahrt, obgleich die Schablonisierung von der Stadt aus auch hier riesige Fortschritte gemacht hat.

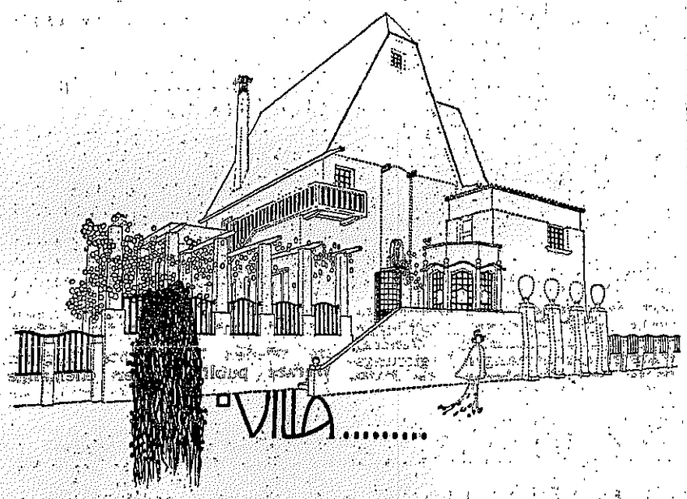
Dort gilt es, Bestehendes zu erhalten. Man müßte sich vor dem Grundfehler des voreiligen Zerstörens und Schablonisierens hüten, was leider nicht zu erwarten ist."

Heimatliebe, nicht als Einengung der Horizonte auf das Lokale, ohne jeglichen provinziellen Zug, vielmehr als eine selbstverständliche Bindung, wie sie gerade der Weitgereiste, Weltläufige um so stärker empfindet, ist für Lux einer der Angelpunkte seiner persönlichen Anschauungen. Es ist die Epoche des Aufschwungs der Volkskunde, die Zeit, da die „Kunst der Anonymen" entdeckt wird, eine Hinwendung, die besonders von der großstädtischen Moderne und deren künstlerischen Protagonisten ausgeht. Konservative Haltung ist für Lux das natürliche Resultat seiner Beobachtungen und Überlegungen. Sein besonderes Interesse gilt damals auch der Photographie und in diesem Zusammenhang äußert er Erwägungen, die gerade heute wieder in Erinnerung gebracht werden sollen:

„Die Amateurphotographie kann erheblich an der künstlerischen Bildung mitwirken, nämlich als Mittel, zahllose künsterische Schönheiten der Heimat zu buchen, um sie solcherart der Vergessenheit, dem Unverständnis und dem Vandalismus zu entreißen. Jeder Ort, wo einzelne Amateure leben, könnte so ein Bildermuseum der wurzelhaften Kunst des Volkes besitzen. Denn jedes Land, jede Stadt, jedes Dorf ist reich an volkstümlichen Kunstformen. Im Dorf ist das größte und interessanteste Kunstwerk das Bauernhaus selbst, sowohl in belens der Dinge unterlegt, hat auf diesem Gebiet für eine breitere Basis der Stilbildung zweifellos wichtige Arbeit geleistet. Diese praktische Auswirkung seiner publizistischen Tätigkeit ist sein historisches Verdienst um die kulturelle Entwicklung in Deutschland und Österreich.

1910 finden wir den Autor in München und auf Reisen. Kurz vor dem Weltkrieg schreibt er zwei Architektenmonographien aus der unmittelbaren Sicht des Werkbegleiters. Der erste dieser beiden Bände ist dem bereits 1908 verstorbenen Joseph Maria Olbrich gewidmet, erfaßt also ein abgeschlossenes Œuvre und ein bis zum Ende überschaubares Leben.

In der Hinterbrühl und am Rand des Wienerwaldes geht Lux auf die Suche nach dem, was vom verlorenen Freund gegenwärtig blieb. „In den modernen Villen und Landhäusern, die Olbrich in der Umgebung der Großstadt gebaut hat, ist alles auf die raffiniertesten Bedürfnisse des modernen Menschen gestellt, dessen Luxus in der vollendetsten Zweckmäßigkeit, der edelsten sinngerechten Einfachheit besteht. Auch um seine allermodernsten Werke ist altösterreichische Heimatluft."



Letzte Hochblüte individuellen Bauens: Villenprojekt des Otto-Wagner-Schülers W. Deininger (um 1905)

zug auf seine Lage, Bauart und Durchbildung im Inneren wie im Äußeren. Jedes Detail mag irgendwie belangreich sein."

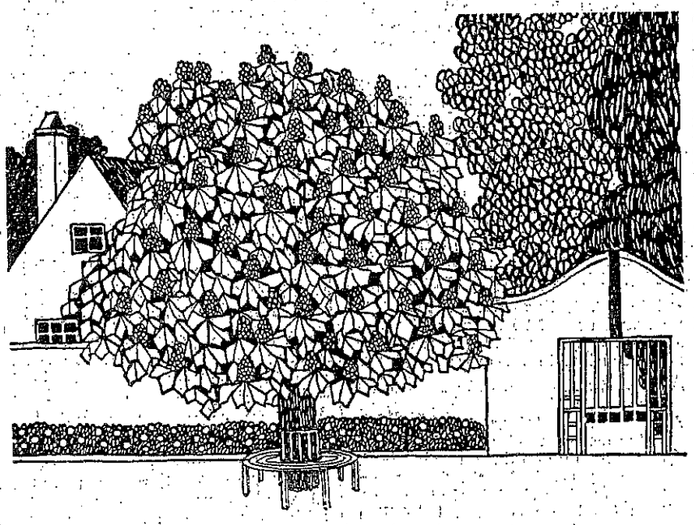
Lux meint damit eine systematische Erfassung und bildliche Bestandsaufnahme von Realien — was man nun Photodokumentation nennt, z. B. im Burgenland und auch andererorten bereits praktiziert und in den Dienst der Denkmalpflege wie der Raumplanung gestellt.

Getreu seinen Prinzipien und auf den Erfahrungen der „Wiener Werkstätte" weiterbauen, der er seit ihrem Entstehen eng verbunden ist, wirkt er entscheidend bei der Gründung des „Deutschen Werkbundes" mit und schafft schließlich in Hellerau bei Dresden eine Lehrlingskunstschule. Lux, der Unermüdliche, der es übrigens gern hört, wenn man seinem Namen die lateinische Bedeutung des Lichtes, des Erhel-

Das zweite Buch gilt einem dama noch Lebenden, wenngleich auch ein gerundetes Gesamtwerk behan delt wird: das Schaffen Otto Wa ners. Es ist die erste Darstellu des Patriarchen der neuen Wien Architektur. Streng wie Karl Kra geht Lux in der Einleitung mit d Mentalität seiner Landsleute ins Gericht und auch diese Sentenzen unseres Zeitgenossen von Vorgestern klingen nach mehr als einem halben Jahrhundert keineswegs überholt: „Wien besitzt so ein eigenartiges Talent: Es geht geflissentlich den großen Menschen der Heimat aus dem Weg und zieht aus, um den Kleinen Mann zu entdecken. Diese Entdeckung des Kleinen Mannes ist die heimliche Tragik Wiens. Es kam die Herrschaft der Mittelmäßigkeit, die unser prächtiges Wien auf ein provinzielles Niveau herabzudrücken droht. Wien ist unter der schlimmen Despotie des Kleinen Mannes nur an Umfang und Masse gewachsen, nicht an Größe und Schönheit. Die wüste Spekulationsbauerei, der amorphe Häuserplunder ausgedehnter, gottverlassener Bezirke, die ganz ungroßstädtischen, pfründnerhaften Lösungen neuzeitlicher Bauaufgaben — was hat das alles mit der alten Kultur zu tun?"

Lux befaßt sich auch mit der nun vor einigen Jahren von Otto Antonia Graf neuerlich durchforschten Gemeinschaft der Schüler Otto Wagners, die ihm trotz der dominierenden Stellung des Lehrers „das Bild einer steten Individualisierung" bietet. Diese beiden Monographien markieren den Abschluß von Luxens eigentlicher Tätigkeit als Kulturkritiker und Beobachter seiner Zeit. Er macht sich in Anif bei Salzburg ansäßig, im südlichen, schönsten Teil der Stadtlandschaft, der Ebene zwischen Hellbrunn und dem Untersberg. Dort wirkt er weiterhin fast nur mehr literarisch, freilich nicht ohne den Gefahren einer thematisch sehr sprunghaften Vielschreiberei und der Erstarrung in einer „Meister"-Pose zu entgehen.

Demonstrativ publiziert er ein „Goldenes Buch der vaterländischen Geschichte", das bald, 1938, ebenso demonstrativ auf dem Salzburger Domplatz verbrannt wird. Lux verschwindet für einige Zeit im KZ Dachau und wird nach seiner Entlassung als Autor zur Unperson erklärt. Dafür hortet er in seinen Schränken neue Manuskripte, von denen allerdings auch nach 1945 das meiste unveröffentlicht bleibt. Aus dem so Heutigen von einst ist ein Gestriger geworden. 1947 stirbt er 76jährig. Doch jener Joseph August Lux, der gegen Hybris, Verständnislosigkeit und leichtsinnige Preisgabe überlieferter und kultureller Werte kämpfte, er sollte unter uns noch immer Rat und Stimme haben. Jetzt sogar mehr denn je.



Zauber alter Wiener Vororte im Prisma der Secession. Zeichnung von Franz Lebisch in dem Buch „Schöne Gartenkunst" von J. A. Lux (1907)

Fortsetzung von Seite 17

Ein Tal und seine Menschen

„die Pferde können erst einmal etwas Gras fressen."

Sie gingen hinein.

Die Frau in den mittleren Jahren war schon aufgestanden und hatte das Feuer angezündet. Als sie den Gast sah, starrte sie ihn mit großen Augen an, sagte aber nur „Guten Morgen" und beeilte sich mit dem Kaffee.

„Wie gefällt Ihnen unser Tal?" fragte der Mann.

„Sehr gut."

„Ja, das ist ein gutes Tal. Obwohl einige sagen, daß solche Täler zu bestellen nicht weniger kosten würde, als in einem feinen Hotel zu wohnen", sagte der Mann.

„Das ist ein unbilliges Wort", sagte der Gast und fühlte Mutlosigkeit in seiner Stimme. Dann, nach einem Moment des Schweigens, fügte er hinzu:

„Hier ist alles — mehr als man in irgendeinem Hotel haben kann. Keine Bedienung, das ist wahr, aber das könnte man den Luxus dieser Menschen hier nennen."

„Wir haben hier die gesegneten Kreaturen", sagte der Mann und sprach langsam, „und für unsere Leiber können wir selbst sorgen. Und niemand braucht sich über das Branntweingekotze der anderen aufzuregen. Wir tun das außerhalb des Hauses, wenn einer von uns sich übergeben muß, weil er zuviel Branntwein getrunken hat."

Der Gast lächelte.

„Willst du nicht ein paar Tage bleiben? Du sollst nicht verhungern", sagte der Mann.

Das war für den Dichter in ihm ein verlockendes Angebot, aber dennoch antwortete der Gast:

„Nein, ich bedaure, ich kann nicht. Ich kam, weil ich ein verlassenes, ödes Tal sehen wollte. Aber ich bin zu der Meinung gekommen, daß es schwer sein wird, ein solch trostloses Tal zu finden, in dem die Trostlosigkeit seiner Bewohner größer wäre als die jener Menschen, die außerhalb des Tales leben."

Und als sie ihren Kaffee getrunken hatten, nahm der Gast Abschied von der Frau in den mittleren Jahren und bat sie, die Großmutter zu grüßen und auch das blonde Mädchen. Dann ritten die beiden vom Hof des Hauses los, der Gast und der Bauer. Und draußen in der Einöde blickte der Gast zurück, und ihm schien, als wenn eine weiße Hand winkte, wenn auch nur für einen Augenblick. Und wieder kam ihm sein Gedicht in den Sinn, das Gedicht von dem schönen Mädchen, das allein auf einem Stein unter der kahlen Felswand saß und von seinem noch nicht gekommenen Freund sang.

Am Ausgang des Tales nahm der Gast von dem Bauern Abschied. Und dieser Abkömmling von vierzehn Königen streckte seine Hand aus und zeigte aufs Tal, das grün und freundlich in der Morgensonne lag, und sagte zum Gast:

„Wenn du ein Dichter bist, dann trage die Grüße des Tals zu den Menschen und sage ihnen, daß von diesen Ruinen neue Geschlechter kommen werden, und weiße Herden werden wieder auf den Hügeln grasen, und in dieser neuen Siedlung wird niemand unter Kälte und Armut leiden, weder Schnee noch Überschwemmung sollen das Eigentum der Menschen zerstören; denn all dies sind Alpträume der Vergangenheit."

Und nachdem der Bauer das gesagt hatte, schüttelten sie sich die Hände. Und ihr Handschlag war sehr herzlich. Und der Dichter trug dieses herzliche Lebewohl und den Duft des Tales weit mit sich zu den dichtbevölkerten Plätzen.